

Das Gasthof- u. Wirtshauswesen der Schweiz in älterer Zeit [Fortsetzung]

Autor(en): **Liebenau, Theodor von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Hotel-Revue = Revue suisse des hotels**

Band (Jahr): **6 (1897)**

Heft 26

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-521993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erscheint
Samstags

Paraissant
le Samedi

Abonnement:

Für die Schweiz:
12 Monate Fr. 5.—
6 Monate - 3.—
3 Monate - 2.—

Für das Ausland:
12 Monate Fr. 7.50
6 Monate - 4.50
3 Monate - 3.—

Vereinsmitglieder erhalten das Blatt gratis.

Inserate:

20 Cts. per 1 spaltige Petitzeile od. deren Raum. Bei Wiederholungen entsprechendes Rabatt.

Vereinsmitglieder bezahlen die Hälfte.

Abonnements:

Pour la Suisse:
12 mois Fr. 5.—
6 mois - 3.—
3 mois - 2.—

Pour l'Étranger:
12 mois Fr. 7.50
6 mois - 4.50
3 mois - 3.—

Les Sociétaires reçoivent l'organe gratuitement.

Annonces:

20 Cts. pour la petite ligne ou son espace.

Rabais en cas de répétition de la même annonce. Les Sociétaires payent moitié prix.



Organ und Eigentum des
Schweizer Hotelier-Vereins

6. Jahrgang | 6^{me} Année

Organe et Propriété de la
Société Suisse des Hôteliers

Redaktion und Expedition: Sternengasse No. 21, Basel. * TÉLÉPHONE 2406. * Rédaction et Administration: Rue des Etoiles No 21, Bâle.

Avis an die Mitglieder.

Im Laufe der nächsten Woche werden wir die Mandate für die Nachnahmen der Jahresbeiträge pro 1896/97 der Post übergeben und bitten wir um gefl. Honorierung derselben.

Ouchy-Lausanne, 25. Juni 1897.

Schweizer Hotelier-Verein

Der Kassier:

John Müller.

Avis aux Sociétaires.

Dans le courant de la semaine prochaine nous encaisserons par mandat de poste les cotisations pour l'année 1896/97 en vous priant de bien vouloir les acquitter aussi promptement que possible.

Ouchy-Lausanne, 25 Juin 1897.

Société suisse des Hôteliers

Le caissier:

John Müller.

Das Gasthof- u. Wirtshauswesen der Schweiz in älterer Zeit.*)

(Fortsetzung.)

Weniger plastisch, aber weit instruktiver ist das Bild, das uns ein weitgereister Franzose von dem Gasthofwesen der Schweiz entwirft. Der Franzose Michael von Montaigne, der mit einer Reisegesellschaft von 170 Personen im Jahre 1580 durch die Schweiz und Deutschland nach Italien reiste, schreibt:

„Als ich in Basel ankam, liess die Republik mich und Hrn. d'Estissac durch einen ihrer Offizianten bewillkommen. Er brachte Wein, und hielt, da wir am Tische sassen, eine lange Rede, die ich in Gegenwart vieler Deutscher und Franzosen, mit entblößtem Haupte, gleichfalls weitläufig beantwortete. Der Wirt war beiderseitiger Dolmetscher. Der Wein war sehr gut. Die Häuser in Basel sind mit Gallerien versehen und mit Glasfenstern, die auf die Strasse und in den Hof gehen. Die Häuser sind reich an schöner Eisenarbeit. In der Ziegelarbeit haben es die Schweizer ungemein weit gebracht; die Dächer und Fussböden ihrer Zimmer sind mit Ziegeln bedeckt. Ihre Zimmer sind mit allerlei irdenen Gefässen ausgeziert. Auch in der Zimmerarbeit haben sie sehr geschickte Leute. Die Fichten sind das gewöhnliche Holz, was man hier verbaut. Die Gefässe, die sie verfertigen, sind grünstenteils lackirt und gemalt, und überhaupt sehr künstlich ausgearbeitet. In ihren Zimmern, ich meine ihre Esssäle, ist Pracht und Geschmack bewundernswert. In einem jeden dieser sehr wohl ausgeschmückten Säle sind fünf bis sechs mit Bänken besetzte Tische, an welchen sich die Gäste herum setzen. Das kleinste Haus hat drei bis vier solche wohl eingerichtete Esssäle. Sie haben gurechgehends vortreffliche Fenster, obwohl es das Ansehen hat, dass sie mehr für das Mittagbrot, als ihre Wohnung sorgen, denn ihre Schlafkammern sind sehr armselig beschaffen. Vier Betten stehen hintereinander in einer Kammer. Bettgardinen haben sie nicht. Kamme sind bei ihnen nicht Mode; heizen sie ein, so heizen

sie viele Zimmer mit einem Male. An die Wärme ihrer Stuben gewöhnt man sich gar bald. Ein wenig Rauch, den ihre Öfen verbreiten, und einige anfänglich riechende Ausdünstungen derselben ausgenommen, ist die Wärme ziemlich gleich und erträglich. Während wir Franzosen, führt Montaigne fort, uns warm anziehen, wenn wir in unsere Wohnstuben gehen, und unsere wohl erwärmten und mit Pelz gefütterten Schlafrocke umhängen, spazieren die Schweizer im blossen Wams, mit entblößtem Haupt in ihren Zimmern herum, ziehen sich aber warm an, wenn sie an die Luft gehen. Auf ihrem Herde findet man wenig Feuer, daher sie es auch nicht gern sehen, wenn die Gäste in ihre Küchen gehen.

Ihre Fremden bedienen sie schlecht. Ihre Betten sind so sonderlich reizend eben nicht. Betttücher und Kopfkissenüberzüge sind, wenn nicht unbekannt, doch selten in diesem Lande. Man thut Jemanden schon eine grosse Ehre an, wenn man einem Fremden ein weisses Leintuch und ein Kissen ohne Ueberzug gibt. Ein schmutziges Federbett vertritt die Stelle einer Matratze. Gegen Wind und Wetter haben sie keine Verteidigung, als das Fenster. Sie lassen ihr Fenster Tag und Nacht, sogar in ihrer Schlafkammer, offen.

Ihre Bedienten essen mit ihnen an einem Tisch oder an einem benachbarten. Einer ist zu ihrem Dienste genug. Dieser füllt ihnen ihren Becher oder silbernen Pokal, und setzt ihn gerade vor seine Stelle hin. Wenn der Becher leer ist, so füllt er ihn wieder aus einem grossen Becken. Jeder Gast erhält eine kleine, eigens zusammengelegte Serviette. Ein jeder Schweizer hat sein Messer bei sich, womit er alles anfisst, ohne mit den Händen in die Schüssel zu greifen.

Ihre Gerichte tragen sie auf ein Mal auf und bedienen sich dazu eines gewissen Gerüstes, auf dem sie eines auf das andere setzen. Ihre Tafeln sind sehr gross und viereckig, so dass es schwer hält, die Schüsseln in die Mitte hinzusetzen. Der Bediente nimmt sodann diese Schüssel auf einmal ab und trägt zwei andere auf. Diese Veränderung wird oft sechs bis siebenmal vorgenommen. Denn man fingt nicht eher bei der neuen Schüssel an, bis die vorige heraus ist, dann geht es auf das Obst los. Ein Jeder wirft sodann, einer nach dem andern, seine Assiette in einen dazu auf den Tisch gesetzten geflochtenen Korb, sobald wie man mit dem Fleischessen fertig geworden. Und hierin beobachten sie genau die Rangordnung. Wenn der Bediente damit fort ist, so bringt er zwei Schüsseln verschiedener Früchte, die durcheinander vermischt sind, auf den Tisch, die sie zum Braten essen, so wie wir Salat oder gebackenes Obst.

Unter andern haben sie für die Krebse eine besondere Vorliebe; sie haben selbst eigene Präsentirer für Krebse.

Vom Waschen halten sie nicht viel. Sie gehen, wie bei uns die Mönche, an eine Giesskanne, die in einer Ecke steht und bespritzen sich ein wenig mit Wasser.

Die meisten Leute haben nur hölzerne Teller, Töpfe, die aber so rein und blank, wie nur immer möglich, aussehen. Einige haben auch, ausser dem hölzernen Geräthe, etwas Zinn, das sie aber bei ihren Gastmahlen erst auf die Letzte herabholen, etwa, wenn man die Früchte zu essen anfängt, oder wenn sie kein hölzernes Geräthe mehr haben. Es ist aber nicht die Armut, die sie zum Gebrauch der hölzernen Gerätschaften gebracht hat, sondern bloss Gewohnheit. Denn unter diesen hölzernen Dingen setzen sie vortreffliche silberne Becher mit auf, und dazu noch in einer grossen Menge. Sie waschen und polieren alles, von ihren hölzernen Hausgeräten an bis auf den Fussboden ihrer Herde.

Ihre Betten sind so hoch aufgeschlagen, dass man gemeinlich auf einer Leiter hinaufsteigen muss.

Ich habe es schon gesagt, dass die Schweizer vortreffliche Eisenarbeiter sind; man wird sich also nicht wundern, dass sich ihre Bratspässe von selbst herumdrehen, sei es wegen eines Triebwerkes oder wegen ihres Gewichtes. Unsere Uhren haben also vor diesen Bratspässen nichts voraus. Sie bedienen sich auch ausserdem noch ihrer Kamine, in die sie viel Kienholz legen, um dadurch das Fleisch nach und nach zu räuchern, da sie nicht alles frisch essen wollen. Indessen bedienen sich dieser Windmaschine nur die Gastwirte in den grösseren Städten, z. B. in Baden. Da der Zug in den Kaminen immer gleich ist, so schicken sich auch diese vortrefflich zu diesen Windmaschinen. Wie die unsrigen, sind diese Kamine, von Lothringen an, freilich nicht beschaffen; sie bauen ihren Herd mitten in die Küche und darüber das Kamin. Man sieht also wohl, dass er sehr gross sein muss, wie denn auch mancher sieben bis acht Fuss im Quadrat bis ganz oben ans Dach hat. Dies der Grund, warum der Wind in ihren Schornsteinen, ohne Rauch zu verursachen, sein kann, was in den unsrigen, der schmalen Röhren wegen, nicht angeht.

Drei bis vier Stunden, wenn es auch nur ganz mittelmässig zugeht, sitzen sie am Tische, sie essen also lange nicht so geschwind, wie wir, dafür schmeckt ihnen aber auch das Essen desto besser.

Den Pferden gibt man in der Schweiz in einem Male gemeinlich mehr Hafer, als sie den ganzen Tag über fressen können.*

Was Herr von Montaigne in Basel, Zürich und Schaffhausen vermisst hatte, fand er in Baden: die bequemen Separatzimmer. Der Ort, sagt Montaigne, ist nicht nur ungemein bequem angelegt und in jeder hat nicht nur alle mögliche Erleichterung, die er wünscht, sondern die Zimmer selbst haben den grossen Vorteil, dass sie ganz voneinander getrennt liegen und ein jeder Badegast sein eigenes Zimmer hat, ohne dass er den andern zu hindern braucht. Es sind hier sogar gewisse besondere Kapellen und Bethäuser, wo eine Gesellschaft, sich versammeln und ihre Andacht halten kann.

Die schon von Montaigne erwähnten Serviettes müssen noch lange Zeit in Deutschland unbekannt gewesen sein, da das im Jahre 1674 gedruckte Reisebuch, „der Götterbote“, die aus Frankreich eingeführten Serviettes als eine in Basel vorkommende Merkwürdigkeit verzeichnet.

Ganz erhebliche Verbesserungen im Gasthofwesen traten im 17. Jahrhundert allmählig ein.

Der dreissigjährige Krieg, der auf Deutschlands Kultur so ungemein hemmend einwirkte, hatte in mehrfacher Beziehung anfänglich günstige Folgen für die Schweiz. Schaarenweise strömten die Flüchtlinge in die Schweiz, wo sie in vollster Sicherheit gastliche Aufnahme fanden. Die Preise der Lebensmittel und der Wohnungen stiegen enorm; die Wirte mussten ihre Fremdenzimmer vermehren. Neubauten von Stallungen wurden erforderlich, um die Pferde der Flüchtlinge und deren Wagen unterzubringen. Die Flüchtlinge brachten aber auch viele in Deutschland heimische Einrichtungen mit, wodurch die veralteten Institutionen der Schweiz nach und nach verdrängt wurden. Die grössere Zahl der Flüchtlinge gehörte den halbliben Ständen an, die an lustiges, sorgenfreies Leben gewöhnt waren. Glücklicherweise folgten sich damals viele fruchtbare Jahre nacheinander, so dass die Einheimischen wie die Fremden in der Schweiz sich recht wohl befanden, wenn auch der Krieg mehrmals die Schweiz heimsuchen drohte.

Die Hauptverbesserungen, welche wir im Gasthofwesen des 17. Jahrhunderts zu verzeichnen haben, hängen auf's Innigste mit den politischen Ereignissen zusammen. Sie bewirkten eine Trennung der Speise- und Schlafzimmer nach den verschiedenen Ständen. Die fremden Flüchtlinge mochten nicht mit einfachen Schweizern am gleichen Tische sitzen. Und der grosse schweizerische Bauernkrieg schuf eine so tiefe Kluft zwischen den Regenten und dem Volke, dass die Einführung eines Herren- und Bauern-Tisches fast als eine rettende That erschien. An die Stelle der grossen kasernenartigen Speise- und Schlafsäle traten die kleinern Separatzimmer, die sich auch viel leichter in geschmackvoller und bequemer Weise dekorieren liessen. In den Wallfahrts- und Markorten, wie in jenen Dörfern und kleinen Städten dagegen, die vom Kampfe der Parteien weniger berührt wurden, erhielten sich noch bis in's 18. Jahrhundert die alten Schlafräume mit der Legion von Betten.

Reinlichkeit und Behaglichkeit waren die beiden Hauptanforderungen, welche die deutschen und englischen Flüchtlinge des 17. Jahrhunderts an schweizerische Gasthöfe stellten.

So treffen wir denn seit dieser Zeit schon vor den Häusern jene Eisen, in den Gängen vor den Treppen und Zimmern Britchen und Teppiche zum Reinigen der Schuhe. Im Wirtshaus für die Bauern und in den Schlafsälen für dieselben finden wir das zinnerne oder irdene Giessfass, an welchem die gemeinsamen Waschungen vorgenommen werden; in den für die Herren reservierten Zimmern dagegen bürgert sich

*) Wir entnehmen diesem hochinteressanten, von Herrn Dr. Th. von Liebenau, Staatsarchivar in Luzern, verfassten, auf kultur-historischen Studien aufgebauten Werke einige Abschnitte und Auszüge. Das Buch selbst aber, welches ebenso unterhaltend als lehrreich geschrieben, mit Illustrationen versehen und elegant gebunden ist, empfehlen wir unsern Lesern auf Angelegentlichste. Verlag von J.-A. Preuss in Zürich.

das Waschbecken aus Zinn oder Porzellan ein. Statt der immensen Schlafstätte, in die sich je zwei Personen teilen mussten, kamen Eimerbetten auf, entweder mit Matratzen oder Flaumdecken und Kissens und mit Gardinen versehen. Diese „Himmelbetten“ sind im 17. Jahrhundert noch so gross, dass sich der Gast nicht in die Gestalt eines Fragezeichens zu krümmen genötigt sieht.

An die Stelle der harten Bänke treten allmählig gepolsterte Stühle, mit Arm- und hohen Rückenlehnen versehen, und Fusschemelchen für Damen.

Zündete man im 16. Jahrhundert noch allen Gästen resp. Leidensgenossen gemeinsam in's Bett, so erhielt jetzt jeder Fremde für sein Zimmer ein eigenes Licht.

Auch diese Privatzimmer waren zum Teil wenigstens heizbar. Kamine allerdings fehlten meist, dagegen verbreiteten stattliche Kachelöfen, geziert mit Malereien, eine behagliche Wärme.

Gerade im 17. Jahrhundert war die Keramik der Schweiz auf ihrem Höhepunkt angelangt. Im Wirtshaus zum Kopf in Bülach sah man einen jener schönen Ofen von 1655, der sämtliche Schweizer Schlachten mit je einem Lobspruche auf einen eidgenössischen Ort darstellte.

Damals kamen auch mit den Kostbarkeiten der beiden Indien die Fayence-Teller auf, mit Ornamenten und Sprüchen bedeckt; gebrannte und glasierte Krüge aus Ton. Die Lebensweisheit wurde in jener Zeit nicht bloss auf Schüsseln dem Gaste in Erinnerung gebracht, sondern auch auf Messern.

Zur Aufstellung solcher Prunkstücke dienten die Buffets, die oft reiche Verzierungen aufwiesen.

Die einst so kahlen Wände der Gänge wurden mit Hirschköpfen geziert, an deren Geweihe die Gäste ihre Mäntel hängten. Fremde von Stande liessen in den Gängen zur Erinnerung an einen längeren Aufenthalt in einem Gasthofe ihre Wappen mit entsprechendem Motto malen.

In den Wirtsstuben kamen mehr und mehr auch Gemälde in Aufschwung, der Autor der Hentelia belobt zwar sehr diese zur Recreation der Gäste dienende Sitte, gibt aber auch zu verstehen, dass die Wirte diese Auslage für Dekoration der Gastzimmer mit der Kreide wieder sehr gut einzubringen wussten.

Zu unserer Freude können wir konstatieren, dass fremde Reisende in der Regel ein recht freundliches Bild von dem Gasthofleben in der Schweiz während des 17. Jahrhunderts überliefern.

Weniger vorteilhaft ist das Bild, welches uns der Basler Jakob Bernoulli, der 1676 bis 1678 in Genf lebte, von der Stadt Calvins entwirft:

„Wirtshäuser hat es eine Quantität, so auch Anlass gibt zu dem debauchierten Leben, so in Genf fugeht. Fast in jeder Gassen wird man drei, vier, fünf Schilt antreffen, mit dieser Beschrift: „et cetera, bon logis.“

Wie die Franzosen überall Süß sind, als halten sie die Stadt sehr ungesund; also dass wenn einer sonderlich durch die Allées geht, die Nasen aufzuheben, und des Nachts sich befürchten muss, er werde von oben ab getauft werden. Der Bise haben sie es zu verdanken, dass sie verhindert, dass die Luft nicht infiziert wird. An gutem Wasser haben sie grossen Mangel. Haben nur drei laufende Brunnen; bedienen sich desshalb der Rhone; ist ein unglücklich Trinken, wegen retraits publics, die hin und wieder auf der Rhone gefunden werden, dahin Männer und Weiber im Fall der Not sich verfügen, welches sie heissen auf die Rhone gehen. Ob einem nicht unterweilen in den Trank einige Brocken fallen, kann man wohl errathen. Ich für meinen Teil hab mich des Weins beholten, so nicht uneben schmeckt. Die gemeinen Häuser sind mehr auf die Kompliktheit als zur Zierlichkeit gebauten. Es geht ein gemeiner steinerer Schnecken von unten bis zu oberst in das Haus. Dieser Schnecken gebrauchen sich unterweilen 12 oder 15 Haushaltungen, deren etwa 3 oder 4 auf einem Etage wohnen. Sonst geht es süßlich darin her. Da weiss man nichts von Buffeten, von Gemälden, von Luststühlen, von Leuchtern, von Brittlein unten an den Treppen, die Schuh abzuwischen. An dem Tisch darf man wohl die abgenagten Bein über die Achseln mitten in die Stuben werfen. Sonst gebraucht man insgemein hier wie auch in ganz Frankreich, keiner Ofen. Man wärmt sich bei dem Küchenfeur, das oben vom die Fische kochen, indem hinten der Rücken vor Ofen gestaltet. Die Wand sind mit getüfelt, sondern zeigen entweder die blossen Mauren, oder sind tapaziert. Man hat keine Federbetten, sondern bloss Madrazen.“

Mit dem grossen Basler Mathematiker stimmt auch der Engländer John Evelyn überein, der Genf, Edinburg und Lissabon als jene Städte nennt, die in ganz Europa durch Unreinlichkeit sich am meisten auszeichnen. Erst im 18. Jahrhundert trat in Genf der Umschwung ein, der im 19. Jahrhundert rapid verlief, so dass Genf an äusserer Pracht und an Bequemlichkeit bald alle Städte der Schweiz übertraf. Der weite Genfersee, auf dem im 18. Jahrhundert selten nur ein Segelschiff zu sehen war, wesswegen ihn noch Kaiser Joseph II. „un désert aquatique“, ein todes Meer nannte, ist jetzt einer der belebtesten aller Schweizerseen. Schon der Franzose Missot, der 1688 aus Italien nach Genf kam, bemerkt, die Stadt Genf ist weder gross noch schön, aber dem ungeachtet ein allerliebster Ort, so dass einem Fremden, der sich längere Zeit in Genf aufgehalten, der Abschied nicht leicht wird.

Noch in Missot's Tagen war es auch im kleinsten Schweizerstädten Sitte, den vornehmen Reisenden Wein zu schenken; allen Reisenden hielt man dabei die ganz gleiche Rede, nur legte man den Titel Excellenz, nicht wie heute noch in Italien, nur denen bei, welchen er zukam. Missot gibt den Reisenden den Rat, bei Leibe nicht über diese Rede zu lachen, sondern ernsthaft und sauer drein zu sehen und dem Redner ein schönes Trinkgeld zu verabfolgen. In St. Gallen dagegen schenkte man vornehmen Reisenden, wie z. B. 1628 dem Grafen Egon von Fürstenberg, ausser Wein auch noch Hafer und Leinwand. Mehrere Räte schwei-

zerischer Städte hielten übrigens, um vornehme Fremde mit gutem Weine bewirten zu können, eigene Schenken und Ratskeller, die dem Namen nach zum Teil fortexistieren, wie der Rathauskeller von Bern, der „Elsasser“ in Zürich etc.

Diese Geschenke an fremde Reisende reichen in der Schweiz nachweisbar schon in's 14. Jahrhundert zurück und hatten Gegengeschenke zur Folge, für welche in ältern Schriften der Ausdruck „Letzegeld“, Verehgeld, später Trank- oder Trinkgeld vorkommt. In der Schweiz wurde das Trinkgeldwesen niemals gesetzlich geregelt, wie z. B. 1748 durch das Wirtsgesetz in Braunschweig. Ausgedehnt wurde das Trinkgeldwesen besonders durch die Gepäckvisitationen, die aus fiskalischen Gründen eingeführt wurden, dann namentlich auch durch die sanitarischen Untersuchungen, die seit der Pestzeit obligatorische Kraft erhielten. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

Baden. Die Gesamtzahl der Kurgäste betrug am 21. Juni 7647.

St. Moritz. Das neue Hotel Stahlbad erhielt eine hydrotherapeutische Einrichtung.

Wengen. Herr Ulrich Linder hat sein Hotel Silberhorn an Fräulein Schütz verkauft.

Budapest. Das Hotel Königin von England ging aus dem Besitze des Herrn Josef Marchal in den des Herrn Eduard Palkowicz über.

Feldafing a. Starnbergersee. Das Hotel Strauch ging für 460,000 Mark von Herrn M. Strauch in den Besitz des Herrn Zwickl von München über.

Luzern. Vom 1. Mai bis 15. Juni sind in den hiesigen Gasthöfen 13,200 Fremde abgestiegen, 1000 mehr als in der gleichen Periode des Vorjahres.

München. Das Hotel zum Englischen Hof wurde von Herrn Hans Brunner, früher Eigentümer des Café Lohengrin, angekauft.

Mürren. Herr Haubensack, früherer Besitzer des Hotel Hirschen in Zug hat das Hotel Jungfraublick käuflich erworben.

Sils (Engadin). Eine zweckmässige Einrichtung hat das Hotel Alpenrose getroffen, indem ein direkter Zugang von der Strasse in den zweiten Stock geschaffen wurde.

Villars s. Ollon. Das Grand Hotel hat nunmehr einen Lift sowie elektrisches Licht erhalten. Die Wiedereröffnung ist auf den 1. Juli festgesetzt.

In Zandvoort (Holland) soll ein Hotel mit 200 Fremdzimmern und Salons erbaut und im Mai nächsten Jahres dem Verkehr übergeben werden.

Faulensee. Die Gemeinde thut Schritte, um eine Halstation der Thunersee zu erhalten. Diese käme auch dem Badestablimmente, wie den Gemeinden Aeschi und Krätzingen zu gut.

St. Gallen. Laut „St. Galler Tagblatt“ soll das Hotel Hecht von seinem derzeitigen Besitzer Herrn Hummel um die Summe von Fr. 600,000 an Herrn Merian, früher Besitzer des „Schweizerhof“ in Basel, verkauft worden sein.

St. Moritz-Bad. Das Hotel „Victoria“ hat sein Vestibül vergrössert und zu einem glänzenden Raum ausgestattet. Auch die Südfassade hat durch den Umbau eine bedeutende Umgestaltung zu ihrem Vorteil erfahren.

Thun. Die Direktionen der Hotels Thunerhof und Bellevue, Aktiengesellschaft, liegen in den Händen der Herren M. Peter für das Grand Hotel Thunerhof und P. Schlenker für das Hotel Bellevue.

Für Hotelbesitzer. Eine Kabinetsordre an den preussischen Minister des Innern bestimmt, dass Hotels, Lokale etc. nicht ohne vorherige Genehmigung den Namen eines preussischen Herrschers annehmen dürfen. Die Polizei soll in Zukunft verhindern, dass derartigen Unternehmungen nach Belieben die Namen preussischer Herrscher zugelegt werden.

Interlaken. Im Laufe letzten Winters ist der rechte Flügel des Hotel Jungfrau angebaut worden. Derselbe enthält ein grosses künstlerisch ausgestattetes Restaurant mit Grillroom. Das Hotel erhält durch diesen Anbau ca. 50 Betten mehr, so dass die Bettenzahl der zusammengehörenden Hotels Victoria und Jungfrau nunmehr auf 750 steigt.

Davos. Amtliche Fremdenstatistik. In Davos anwesende Kurgäste vom 5. Juni bis 11. Juni 1897: Deutsche 324, Engländer 242, Schweizer 189, Holländer 34, Franzosen 29, Belgier 10, Russen 20, Oesterreicher 23, Amerikaner 32, Portugiesen, Spanier, Italiener, Griechen 12, Dänen, Schweden, Norweger 10, Angehörige anderer Nationalitäten 5. Total 930; darunter waren 136 Passanten.

Triberg. Zur Richtigstellung der durch verschiedene Blätter gegangenen Meldung, Herr Burkhard vom Hotel Metropole in Genf habe das Hotel Löwen und National gekauft, wird uns mitgeteilt, dass dessen Bruder, Herr Amb. Burkhard, welcher mehrere Jahre in ersterem in Genf mitthätig war, Käufer des hiesigen obgenannten Etablissements ist. Das Hotel Metropole bleibt wie bisher in unveränderter Weise unter der persönlichen Leitung des Herrn D. Burkhard.

Recht gut eingerichtete Hotels soll es auch im römischen Weltreich gegeben haben, und somit wäre also die Meinung irrtümlich, die alten seien bei Reisen lediglich auf ihre Gastfreunde angewiesen gewesen. Lange vor Christi Geburt gab es schon Herbergen, wo man gegen Entgelt Unterkunft und Beköstigung fand. Anfangs waren diese wohl recht primitiv; doch schon im ersten Jahrhundert schwerlich so grundschlecht, wie Plinius behauptet, sonst hätte der alles bekrittelnde Späther Horaz, der auf seiner Fahrt nach Brundisium mehrmals in Gasthöfen eingekehrte, sich in wesentlich schärferen Wendungen darüber geäußert. Auch wird berichtet, dass sogar der Kaiser Vitellius, der zwar keine sehr exklusive Natur, aber doch immerhin Kaiser war, ganz gewöhnliche Wirtshäuser zum Uebernachten benutzte. Es sei noch bemerkt, dass die altrömischen Gasthöfe, just wie die unseren, häufig nach Tieren benannt waren. Der „Schwarze Walisch zu Askalon“ mit seinen ziegelsteinschleppenden Kellnern berührt uns kaum noch als Anachronismus, wenn wir den pompejanischen „Elephanten“ oder den „Hahn“ zu Narbo kennen gelernt haben. Wenn die altrömischen Durchschnittsgasthäuser an die berühmten spanischen Fondas und Posadas erinnern,

wo ein verwöhnter Geschmack vieles zu tadeln findet, so verhält sich dies wesentlich anders mit den grossartigen Heerstrassen errichtet wurden. Hier logierte man hervorragend gut und ward ebenso trefflich bewirtet. Schon Augustus hatte an den Chausseen die bekannlich in muster-gültiger Ausführung das ganze Weltreich durchschnitten, sogenannte Stationen errichtet, die zur Vermittlung des Postverkehrs dienten. Hier standen jederzeit Kutschen für die Weiterbeförderung bereit. Diese Stationen wurden allmählich vergrössert und ausgebaut. Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts finden wir überall — je eine Tagesreise von einander entfernt — sogenannte Mansiones, das heisst richtige Posthotels mit wohleingerichteten Zimmern, Bädern, Restaurationen und Stallungen. Und ähnlich wie auf unseren modernen Bahnhöfen, so gab es auch in den Mansiones Räume, die nur für den Kaiser und seine Familie bestimmt waren: sogenannte Palatia. Leider hatte dies Institut einen sehr grossen Fehler: es durfte nicht von dem grossen Publikum, sondern lediglich von den Staatsbeamten benutzt werden. Diese aber verkehrten hier gratis. Zu ihrer Legitimierung führten sie sogenannte Diplome — Pässe — mit sich, die „im Namen des Kaisers“ bis in das Einzelne angaben, wie der Gast zu verpflegen und zu behandeln war, insbesondere auch, wie viel Gänge seine Mahlzeit umfassen, welchen Wein man ihm vorsetzen und wie viel Pferde man ihm bei der Weiterfahrt überlassen sollte. Die Pässe waren, wie unsere modernen Rundreisebillets, nicht übertragbar; ihr Verkauf war mit Strafe bedroht. Privatleute konnten derartige Postdiplome nur durch Erkaufung der ausstellenden kaiserlichen Beamten erlangen. Mit diesen Bestechungen ist namentlich in der späteren Kaiserzeit viel Missbrauch getrieben worden. Selbst das Institut incognito reisender Controlleure konnte dem Fehl nicht abhelfen, denn auch sie liessen gegen bar mit sich reden.

Verkehrswesen.

Meiringen. Mit dem Bau der Drahtseilbahn zu den Reichenbachfällen ist dieser Tage begonnen worden.

Pilatus-Bahn. Januar bis Mai 1897 wurden befördert 1906 Personen gegen 1341 im Vorjahre.

Lauterbrunnen-Mürren-Bahn. Dieses Unternehmen erzielt für den diesjährigen regnerischen Monat Mai eine Totalerinnahme von nur Fr. 4750 gegen Fr. 8070 im Vorjahre.

Vitznau-Rigibahn. Diese Bahn beförderte im Mai 5583 Personen (1896: 5391) und nahm dafür ein Fr. 23,908.65 (Fr. 23,389.08).

Rhätische Bahn. Die Rhätische Bahn verzeichnet für den Monat Mai aus einem Einnahmenüberschuss von Fr. 42,569 gegen Fr. 42,374 im Monat April dieses Jahres und Fr. 25,836 im Mai des Vorjahres.

Uri. Mit dem 15. ds. ist die neu erstellte Telegraphenlinie Andermatt-Disentis sowie das Telegraphenbureau im Hotel Oberalpsee auf der Oberalp dem öffentlichen Verkehr übergeben worden.

Visp-Zermatt-Bahn. Der Verwaltungsrat der Gesellschaft dieses Unternehmens (Aktienkapital 2,5 Millionen Franken) beantragt für 1896 4,5% Dividende gegen 4% im Vorjahre.

Wengernalpbahn. Die Wengernalpbahn verzeichnet für den Monat Mai aus dem Personenverkehr eine Einnahme von Fr. 6432 (1895: Fr. 4427, 1896 Betrieb im Mai noch nicht eröffnet).

Laut „Allg. Verkehrsztg.“ werden **Buffetwagen Basel-Köln** vom 1. Juli ds. Js. ab in den durchgehenden Schnellzügen Basel-Köln über Karlsruhe eingerichtet. Die Ökonomie dieser Buffetwagen ruht zu einem Teil in den bewährten Händen des Herrn Müller, langjähriger Inhaber der Restauration im Badischen Bahnhof, Basel, zum andern Teil in den Händen der „Holländischen Buffetgesellschaft“ in Amsterdam, mit welcher letzterer Herr Müller den bezüglichen Vertrag abgeschlossen hat.

Eine der interessantesten Schmalspurbahnen der Welt ist wohl diejenige zwischen Siliguni und Darjeeling in Indien. Obwohl diese Linie nur 75 englische Meilen lang ist, so steigt dieselbe doch nicht weniger als 7000 Fuss. Die Spurweite beträgt zwei Fuss und wird der Verkehr durch kleine Lokomotiven im Gewicht von 12 Tonnen vermittelt, welche einschliesslich des Biengewichtes eine Last von 39 Tonnen bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 1:25 schleppen können. Die Baukosten dieser Linie betragen pro englische Meile 74,200 Mk., also insgesamt 5,565,000 Mk., ein Kapital, welches ausser den üblichen Abschreibungen immer noch 10 Prozent jährliche Dividende giebt.

Verantwortliche Redaktion: Otto Amsler-Aubert.

Hiezu eine Beilage.

Vereinsmitgliedern erteilt über nachstehenden Angestellten auf Verlangen gerne Auskunft.
Das officielle Centralbureau.
Sur demande, le bureau soussigné fournit aux Sociétaires des renseignements sur l'employé ci-après dénommé.
Bureau central officiel.

Geschlechtsname	Vorname	Himat	Beruf	Geb.	No.
Nom	Prénom	Originaire de	Profession	Né	N°.
Kranz	Walter	Braunschweig	Kellner	1879	17-30

Hotel-Adressbuch der Schweiz.

Herausgegeben vom Schweizer Hotelier-Verein.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe

Zum Preise von 5 Fr. (Vereinsmitglieder Fr. 3.50) zu beziehen durch das Offizielle Central-Bureau des Schweizer Hotelier-Vereins, Basel. — Ausland: Gegen Einsendung von Fr. 5.50 franko.